

die Lokalisierung spezifischer Arbeitsplätze liefern kann. Hierfür wären jedoch systematische Untersuchungen, wie sie von Chabal im Languedoc durchgeführt wurden – wenngleich mit anderen Zielsetzungen – wünschenswert.

D-78343 Gaienhofen-Hemmenhofen  
Fischersteig 9

André Billamboz  
Landesdenkmalamt Baden-Württemberg  
Archäologische Denkmalpflege  
Arbeitsstelle Hemmenhofen

**REINHARD BERNBECK, Theorien in der Archäologie.** Universitäts-Taschenbücher für Wissenschaft, Band 1964. A. Francke Verlag, Tübingen und Basel 1997. ISBN 3-7720-2254-5. 404 Seiten mit 67 Abbildungen.

**MANFRED K. H. EGGERT / ULRICH VEIT (Hrsg.), Theorie in der Archäologie: Zur englischsprachigen Diskussion.** Tübinger Archäologische Taschenbücher, Band 1. Waxmann Verlag, Münster, New York, München und Berlin 1998. DEM 38, – (€ 19,43). ISBN 3-89325-594-X. 400 Seiten mit 10 Abbildungen.

In nur kurzem Abstand sind im deutschsprachigen Raum zwei Fachbücher erschienen, die von sich in Anspruch nehmen können, erstmals einen allgemeineren Überblick über theoretische Grundlagen archäologischer Forschungen in deutscher Sprache zu präsentieren. Während R. Bernbeck, ein Vorderasiatischer Archäologe, ein „Kompendium archäologischer Theorien“ (S. 11) in der Reihe der Universitäts-Taschenbücher liefern möchte, versuchen M. K. H. Eggert und U. Veit, beide Ur- und Frühgeschichtler, eine Einführung in die englischsprachige Theorieentwicklung vorzulegen. Beide Bücher sind in ihrer Entstehungsgeschichte mit Seminaren an Universitäten verbunden; R. Bernbeck hat u. a. in einem Seminarzyklus an der FU Berlin 1992 bis 1994 die Inhalte des Buches entwickelt, M. K. H. Eggert und U. Veit fungieren als Herausgeber verschiedener Referatsbeiträge eines 1994 in Tübingen stattgefundenen Oberseminars. So ähnlich beide Werke allerdings in Titel und Entstehungsgeschichte sind, so unterschiedlich ist ihre Konzeption.

R. Bernbeck, der durchaus mit dem Anspruch antritt, theoretische Grundlagen für alle gängigen archäologischen Teilwissenschaften zu berücksichtigen (S. 11), setzt sich primär mit den theoretischen „Werkzeugen“ der prozessualen Archäologie (S. 35–129) und den „theoretischen Grundlagen von archäologischen Methoden“ (S. 130–270) auseinander. Geistesgeschichtliche Dispute, die diese Konzepte grundsätzlich in Frage stellen und als „neuere theoretische Entwicklungen“ bezeichnet werden, nehmen einen nur geringen Raum ein (S. 271–344). Bereits in der Einleitung stellt R. Bernbeck fest: „Theorien in der Archäologie haben die Aufgabe, die intellektuellen Vorgänge, die bei Analyse und Synthese zum Zuge kommen, einsichtig zu machen“ (S. 12). Dementsprechend erhält sein Buch den Charakter eines einführenden Handbuchs für Auswertungskonzepte, die bisher vor allem im englischsprachigen Raum angewandt wurden. Das Buch gewinnt erheblich dadurch, daß der Autor „an etlichen Stellen englische Termini eingedeutscht“ hat (S. 13), was ja durchaus nicht im Trend der Zeit liegt.

Im Tübinger Sammelband werden explizit die verschiedenen geistes- und forschungsgeschichtlichen Strömungen der englischsprachigen Archäologie in einzelnen Aufsätzen be-

handelt und die oft aus ihrer philosophischen Grundhaltung resultierende „archäologische Praxis“ an Fallbeispielen innerhalb dieser Kapitel kritisch beleuchtet. Es handelt sich also um eine andersartige Zielsetzung und Vorgehensweise. Entsprechende Einzelbeiträge sind mit einer Einführung durch die Herausgeber (S. 11–14) und einem einleitenden Kapitel (U. Veit, S. 15–66) in einem forschungsgeschichtlichen und in zwei abschließenden Kapiteln (S. 297–356) in einen fachpolitischen Zusammenhang gestellt worden. Zum Schluß versucht M. K. H. Eggert, mit „Erwägungen über und für die Zukunft“ Anregungen für die Entwicklung theoretischer Positionen auch im deutschsprachigen Raum vorzustellen (S. 357–378).

Die im Buch von R. Bernbeck vordergründig behandelte prozessuale Archäologie wird im Tübinger Werk im Beitrag T. L. Kienlins zur Rolle D. L. Clarkes und C. Renfrews auf 51 Seiten beschrieben (S. 67–114), während die postprozessuale Archäologie in dem Aufsatz von M. Porr zur postmodernen Archäologie in Großbritannien (S. 183–216), in T. Kerigs Darstellung I. Hodders (S. 217–242) und in N. Müller-Scheessels Analyse des „Archäologieverständnisses von M. Shanks und Ch. Tilley“ (S. 243–272) einen viel breiteren Raum einnimmt. Dies entspricht sicherlich den ideologischen Positionen der Herausgeber.

Ohne Frage besteht die Stärke des Tübinger Sammelbandes darin, forschungsgeschichtliche Entwicklungslinien nicht nur in der englischsprachigen, sondern auch in der deutschsprachigen Reflexion der verschiedenen theoretischen Richtungen aufzuarbeiten. Hier sind insbesondere die detaillierten Anmerkungen U. Veits hervorzuheben, der nicht nur die sozialhistorischen und wissenschaftsideologischen Differenzen zwischen britischer und kontinentaler Forschung herausarbeitet (Veit, S. 49 ff.), sondern auch die wenigen wechselseitigen Bezüge aufdeckt. So kann er u. a. darstellen, daß die britische Archäologie der dreißiger Jahre siedlungsarchäologische Kenntnisse des aus Deutschland vertriebenen Direktors der RGK, G. Bersu, übernimmt (Veit, S. 33 u. S. 343). Auch wenn dies nur eine Facette des Zusammenhanges zwischen zeitgeschichtlicher und archäologiegeschichtlicher Entwicklung ist, wird deutlich, warum die britische Archäologie ab etwa Mitte des 20. Jahrhunderts keine Schwierigkeiten mehr hat, an die kontinentale Archäologie Anschluß zu halten. In Umkehrung spricht dann M. K. H. Eggert gegen Ende des Buches davon, daß sich aufgrund der mangelnden Bereitschaft zur „archäologischen Grundlagenreflexion“ des Faches die deutschsprachige Ur- und Frühgeschichte heute in einer „Isolation“ befindet (Eggert, S. 358 f.). Auch die Frage nach der fachlichen „Identität“ würde vernachlässigt; ein „weitgehendes Fehlen kritischer Selbstreflexion“ für die deutschsprachige Archäologie sei zu diagnostizieren (Eggert, S. 368).

Was die neuere Diskussion in der britischen und amerikanischen Archäologie betrifft, so gelingt es den Autoren des Tübinger Sammelbandes in verständlicher Weise, die gegensätzlichen Positionen klar zu umreißen. U. a. wird dies durch eine geschichtsbiographische Darstellung einflußreicher Forscherpersönlichkeiten erreicht (D. L. Clarke, C. Renfrew [Kienlin, S. 67 ff.], I. Hodder [Kerig, S. 217 ff.], M. Shanks und Ch. Tilley [Müller-Scheessel, S. 243 ff.]) oder aber durch die Gegenüberstellung quellenbezogener Anwendungsbeispiele philosophischer Grundsätze. Hier kann z. B. Th. Knopf darlegen, daß trotz der immensen Diskussion der französischen Annales-Schule kaum Einflüsse z. B. der von F. Braudel entwickelten „Dreiteilung historischer Zeit“ (lange Dauer: „beinahe unbewegte Geschichte“; Konjunktur: „in langsamen Rhythmen verlaufende Geschichte“; Ereignis: „Ereignis- und Politikgeschichte“) in archäologischen Quellenstudien zu erkennen sind (S. 291 f.). Dagegen belegt T. Kerig den erstaunlichen Positionswandel I. Hodders in den verschiedensten Phasen seiner Biographie, was wohl aufgrund seiner mangelnden Quellenkritik möglich ist: „Mit dem fragmentarischen Charakter der archäologischen Quellen hat sich Hodder nirgendwo systematisch auseinandergesetzt. Die zur Beschreibung gegenwärtiger Gesellschaften gebildeten Begriffe verlieren deshalb bei

der Übertragung auf Archäologisches an Inhalt und verkommen mitunter zu Schlagwörtern“ (Kerig, S.236).

Ohne die in den verschiedenen Artikeln explizit dargelegten Grundsätze des Gegensatzes zwischen prozessualer und postprozessualer Archäologie erneut zusammenfassend aufzuführen zu wollen (vgl. Eggert, S.297 ff.), sei doch das entscheidende Grundproblem kurz charakterisiert, das alle Kulturwissenschaften, wenn auch mit anderen Quellen, betrifft: Nicht nur die Entstehungs- und Deponierungsgeschichte prähistorischer Artefakte oder Befunde ist durch die subjektive Rolle der beteiligten prähistorischen Individuen oder Gruppen geprägt, sondern auch die Funktion und Beurteilung des prähistorischen Quellenmaterials ist von der sozialen und ideologischen Position des interpretierenden Wissenschaftlers abhängig (Müller-Scheessel, S.254). Entsprechend wäre eine doppelte Hermeneutik zu fordern, die sowohl die Position des heutigen Archäologen als auch die der prähistorischen Akteure versucht zu analysieren. Tatsächlich wird eine Interpretation archäologischer Quellen noch dadurch erschwert, daß materielle Kultur nicht „passiver Informationsträger und Spiegel objektiver gesellschaftlicher Sachverhalte“, sondern „integraler Bestandteil im Rahmen eines umfassenden Systems symbolischer Kommunikation“ (Veit, S.43) sein soll.

Damit steht die facettenreiche postprozessuale Archäologie natürlich im starken Gegensatz zur prozessualen und traditionellen Archäologie. Die positivistische Grundeinstellung Renfrewscher oder Binfordscher Prägung ging in den siebziger Jahren noch davon aus, daß die materiellen Hinterlassenschaften prähistorischer Gesellschaften nur ein nicht manipulierter „Rest“ menschlicher Gesellschaften und nicht ein integrativer Bestandteil eines manipulativen Systems seien (vgl. Kienlin, S.67 ff. u. Eggert, S.297 ff.). Die Möglichkeit oder Notwendigkeit, Ur- und Frühgeschichte als „anthropologische oder sozialwissenschaftliche Disziplin“ zu betreiben, läßt die „Ergebnisse der traditionellen kulturhistorisch geprägten Forschungen zwangsläufig weit weniger objektiv [erscheinen], als es die betreffenden Darstellungen vermuten lassen“ (Veit, S.19). Während also sowohl die traditionelle deutschsprachige als auch die prozessuale englischsprachige Archäologie frühestens bei der Ausgrabung mit der Befundkritik einsetzen, versucht zumindest ein Teil der postprozessualen Strömung die Diskussion über die „Objektivität“ des Forschungsgegenstandes bereits auf die prähistorische Deponierung zu übertragen.

Tatsächlich mündet die Forderung der „postmodernen Wissenschaftsphilosophie“ in eine Reflexion wissenschaftlicher Organisationsstrukturen. „Es sollte deutlich werden, daß zwischen der Akzeptanz von Aussagen, der Kommunikation und der Organisation von sozialen Gruppen ein gegenseitiges Abhängigkeitsverhältnis gesehen wird“ (Porr zur postmodernen Archäologie, S.189). Da die Wissenschaft als „soziale Gruppe“ existiert, bildet u. a. die soziale Rolle des Beteiligten zumeist den „blinden Fleck im Auge des Wissenschaftlers“ (Porr, S.190f.). Folgen wir dieser Grundlinie zumindest eines Teils der postprozessualen Archäologie, so ist die von U. Veit geforderte „kritische Archäologiegeschichte“ (S.349) nur eine notwendige Konsequenz solcher Erwägungen.

In der Praxis sollen nicht nur archäologische Quellen als Zeichensysteme einer der Textanalyse vergleichbaren Prozedur unterzogen werden, sondern Grabungsberichte u.ä. textanalytisch zu kritisieren sein (vgl. Porr, S.191 u. Müller-Scheessel, S.243 ff. zu den Protagonisten dieser Auffassung M. Shanks u. Ch. Tilley). „Es geht also darum, wissenschaftliche Konzepte als soziale Konstruktionen zu entlarven und diese damit zu ‘de-konstruieren’“ (Porr, S.191).

Eher um die Rekonstruktion der Interessenverhältnisse sozialer Gruppen innerhalb vor- und frühgeschichtlicher Gesellschaften sind die marxistischen Ansätze bemüht, was sowohl im Tübinger Band durch die Darstellung Ch. Kümmels (S.115–182) als auch im Bern-

beckschen Kompendium (S.295–319) zum Ausdruck kommt. Gerade aufgrund der struktural-marxistischen Perspektiven (Kümmel, S.122 ff.; Bernbeck, S.297 ff.) und der Ideologietheorien (Bernbeck, S.301 ff.) nähern sich neomarxistische und postprozessuale Kritik in ihrer grundsätzlichen Positionierung.

M.K.H. Eggert fordert schließlich in seinen „Erwägungen über und für die Zukunft“ (S.357 ff.) neue Grundsätze erkenntnistheoretischer Prozesse ein. „Die Analyse der Erkenntnisstruktur der Archäologie hat notwendigerweise von der Erörterung der Struktur und des Aussagepotentials der archäologischen Quelle auszugehen. Dabei wird sich sehr schnell zeigen, daß jedwede archäologische Erkenntnis in allererster Linie auf dem Prinzip des analogischen Deutens beruht ... Nicht zuletzt auch deswegen muß es darum gehen, die Archäologie in diesem umfassenden Verständnis – also unter Einschluß der einschlägigen historischen Wissenschaften – als Kulturanthropologie zu konstituieren“ (S.370).

Während aber – aufgrund sicherlich einer anderen Intention der Herausgeber – im Tübinger Band diese Forderung nach analogischem Deuten nicht weiter konkretisiert wird, bietet gerade R. Bernbeck eine systematische Darstellung verschiedener Formen analogischen Denkens an (S.85 ff.). So gelingt es ihm, nicht nur einen forschungsgeschichtlichen Abriss der Entwicklung solcher Denkansätze vorzustellen, sondern auch Modelle komplexer Analogien zu präsentieren, die sich jeweils auf unterschiedlichste Teilanalogien ganz verschiedener Gesellschaften beziehen (S.101 ff.). Dem Leser werden also konkrete Vorschläge geliefert, um Probleme des analogischen Denkens zu lösen. Eine solche Vorgehensweise ist natürlich nur möglich, wenn die erkenntnistheoretischen Zweifel des hermeneutisch-analytischen Ansatzes, der uns aus der Tübinger Publikation bekannt ist, eine untergeordnete Rolle in einem eher abseitigen Kapitel zur postprozessualen Archäologie (S.271 ff.) spielen. Entsprechend sind auch die Kapitel zu ökologischen Ansätzen (S.130 ff.), regionalen und ortsinternen Siedlungsanalysen (S.153 ff.), Typologien (S.206 ff.), Stilanalysen (S.231 ff.) und Gräberanalysen (S.251 ff.) sehr instruktiv. Ohne Zweifel wird allerdings auch deutlich, daß der Autor Informationen aufgrund seines biographischen Hintergrundes vor allem aus dem englischsprachigen Raum verwertet. So werden die Fallbeispiele nur selten aus mitteleuropäischen Zusammenhängen abgedeckt, obwohl dazu die Möglichkeit z.B. bei Siedlungs- oder auch Gräberanalysen bestehen würde. Insbesondere die Darstellung der Typologien und Stilanalysen (S.206 ff.) läßt den Fundus an kontinentaleuropäischen Studien außen vor.

Die hier nur punktuell dargestellten Probleme der beiden Publikationen liegen allerdings in der Natur des jeweiligen Diskurses: Theoretische Erörterungen oder der Versuch, eine allgemeinere Einführung in die archäologische Theoriebildung vorzulegen, wirken viel stärker als Materialvorlagen subjektiv geprägt. Gerade die Tübinger Vorlage wird aufgrund der erwähnten archäologiegeschichtlichen Erörterungen die von den Herausgebern geforderte Diskussion „anschieben“. Sicherlich können wir davon ausgehen, daß sich die teilweise künstlichen Grenzen zwischen traditioneller, prozessualer und postprozessualer Archäologie bald aufheben und entsprechende Begriffe am Anfang des 21. Jahrhunderts keine Rolle mehr spielen: Ihre griffige Schablonenhaftigkeit ist sicherlich nur eine für das breite Publikum erfundene Simplizität theoretischer Erkenntnisprozesse, die die produktive Diskussion behindert.